

zweite aus dem ersten erklären, die Namen selber aber kann sie nicht mehr bestätigen. Sie glaubt eben an die Richtigkeit dieser überlieferten Deutungsgesetze — und ihr Glaube ist so wenig blind, als die empirische Bestätigung ihr recht gibt. Das aber geschieht nur allzu oft, und so hat es die Astrologie geradezu nicht nötig, hinter die überkommenen Namen zurückzugreifen, denn die Erfahrung lehrt sie, wie richtig sie gewählt sind.

Und so schließt sich der Kreis: die Astrologie leitet aus den überlieferten Gesetzen und der mythologischen Bedeutung der Gestirnsnamen richtige Einsichten in das Leben der Seele ab. Diese Namen aber sind um ihrer psychologischen Bedeutung willen den Gestirnen von den Menschen zugewiesen. So liegt am Grunde der heutigen Astrologie noch immer jene wunderbare Kenntnis der Alten vom Wesen des Menschen und seiner Seele.

Ungeklärt bleiben natürlich die „gewissen Zusammenhänge zwischen der psychischen Verfassung des Menschen und der Konstellation“. Ob sie nur uns unerfaßlich sind, ob frühere Geschlechter dank einer hypothetischen „Natursichtigkeit“ leichteren Zugang hatten zu diesen innersten Zusammenhängen zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, läßt sich nicht entscheiden. Daß es diese Zusammenhänge gibt, haben wir eben gezeigt — wir hätten es ohnehin zur Ehre des Hermes Trismegistos annehmen müssen. Wie sie aber beschaffen sind, werden wir hoffentlich nie erfahren, damit das Mysterium erhalten bleibt.

„Mysterium“ — damit ist die Antwort auf die Frage, die wir oben stellten, gegeben. Indem sich

die Astrologie auf das Geheimnis stützt, entzieht sie ihr Wesen dem Zugriff der vernünftigen Beurteilung und hat sogar, soweit sie nicht Widervernünftiges aus diesem Geheimnis ableitet, einen Anspruch auf Gültigkeit; solche widervernünftigen Schlüsse aber werden immer seltener: die so gefährliche These einer Zwangsläufigkeit des in den Sternen Geschriebenen wird heute von niemandem mehr ernstlich behauptet — wenngleich Metman auf einem Umweg diesem Gedanken bedrohlich nahe kommt: in den Sätzen des Vorworts zu seinem oben erwähnten Buche heißt es: „In diesem Buch ist von jenen Mythen der Griechen die Rede, aus denen die astrologische Vorstellungswelt hervorgegangen ist, und vom Schicksal. Das heißt, von jenem Unabwendbaren, das wir selbst und die uns umgebende Welt zusammen bestimmen. Es gibt so ein Unabwendbares, nicht etwa ‚trotz‘ allen Bemühens, sondern gerade erst durch unser Bemühen. Denn wir können uns selbst nicht entlaufen...“

Demgegenüber wird man freilich nicht allein auf die menschliche Willensfreiheit verweisen müssen — wie bei den meisten andern Vertretern einer ähnlichen Richtung —, sondern auf die Allmacht Gottes.

Soweit aber die Astrologie solche Überspitzungen meidet, hat sie durchaus ihren Platz auch in einer theozentrischen Weltordnung. Vielleicht hat Gott, der ja nicht in, sondern über den Sternen thront, sie weise an den Himmel gesteckt als Lichter für das Dunkel unserer Einsicht?

ÄRZTE UND ARZTTUM

Zum Ethos eines Berufes

Von Paul Bolkovac S. J.

Für manchen Arzt der Gegenwart und Vergangenheit ist das Glaubensbekenntnis seines Berufes im Eid des Hippokrates niedergelegt, in dem unmittelbar neben praktischen Verhaltensmaßregeln hohe ethische Forderungen stehen. Mit dieser Urkunde beginnt Leibbrand¹ seinen Forschungsbericht über die Geschichte des Arztturns, in dem er über alle wichtigen Gestalten und Perioden der Vergangenheit, wobei nur Vorsokratiker und Scholastik auf eine spätere Sonderbehandlung vertröstet werden, bis zu den heutigen Auffassungen in der Medizin berichtet. Der Verfasser hatte schon in seiner „Romantischen Medizin“ (1937) auf die Zusammenhänge der Medizin mit weltanschaulichen und religiösen, also absoluten Einstellungen aufmerksam

gemacht. Das gleiche Thema verfolgt der Berliner Nervenarzt in der vorliegenden Untersuchung, die „von Bedeutung ist für eine geistesgeschichtliche Entwicklung der theologischen Momente in der Heilkunde, weil der jeweils eingenommene metaphysische Standpunkt und die Erfahrungsfortschritte zusammen erst das eigentliche Bild ergeben“ (44).

So gewinnen wir aus der Behandlung von Aristoteles und Augustinus, Galen und Paracelsus sowie den übrigen Autoren, die in verschwenderischer Menge zur Darstellung kommen, ständig neue Einsichten über den Einfluß von Theologumena und Philosophumena auf die Bildung des ärztlichen Ethos mit seinen Zielen, Praxen, Äußerungen. Immer ist eine geschichtlich lebendige Auffassung von Mensch und Natur, Welt und Gott die Voraussetzung, die für das Kommen und Gehen bestimmter ärztlicher Gestalten und Typen entscheidend ist.

¹ Der göttliche Stab des Askulap. Eine Metaphysik des Arztes. Von Werner Leibbrand. 80 (512 S.) Salzburg 1939, Otto Müller. Geb. M 8.40.

Mit dieser grundlegenden Erkenntnis, die alle Einzeluntersuchungen miteinander verknüpft, hat Leibbrand aus der Geistesgeschichte der Medizin ein Axiom gewonnen, das für jede Metaphysik des Arztes, die von der Philosophie oder Theologie oder gleichzeitig von beiden herkommen mag, sozusagen ein Prolegomenon bilden wird.

Wie jeder derartige Versuch einer geistigen Einordnung des Berufes, steht auch die Deutung des Arztums drei Erfahrungen gegenüber, die Beschreibung, Klärung und Begründung verlangen. Dem Beruf verdankt der Mensch die Gnade einer Aufgabe und die Verpflichtung zu einer Haltung, während Weltanschauung und Religion ihm die letzten festen Grundlagen bieten, auf denen beides, Werk und Dienst, wie auf einem breiten massiven Block aufrufen kann. Mit diesen drei Worten — Aufgaben, Haltungen, Grundlagen — ist der Rahmen für die folgenden Ausführungen angegeben, in denen ein Beitrag zur Lebensform eines Menschen von heute versucht werden soll, der Arzt und Christ ist.

1. Wenn man einige Neuerscheinungen über das Arztum, die in den beiden letzten Jahren herausgekommen sind, zur Befragung über sein Wesen herbeizieht, stellen sich einer übereinstimmenden Diagnose bald große Schwierigkeiten entgegen. Trotz gemeinsamer Grundlagen hat jeder Verfasser seinen Ausgangspunkt mit eigenen Erfahrungen und Zielen. So gewinnt man erst in der Konvergenz der Berichte und Programme einen Einblick in die Summe der Aufgaben, die zum vollendeten Arztum gehören.

Ein stiller und nachdrücklicher Hinweis auf die ewig gültige Berufsidee, die unberührbar vom Streit der Meinungen jeden geschichtlichen Wechsel überdauert, ist der Bericht eines beinahe Achtzigjährigen, der nach Tagebuchaufzeichnungen ausführlich und schlicht aus seinem Leben erzählt. Eiselsberg², der noch ein Schüler Billroths war und in seinen ersten Ausbildungsjahren den alten Lister in England besuchte, war nach Anstellungen in Utrecht und Königsberg drei Jahrzehnte lang in Wien Dozent für Chirurgie und Leiter der Klinik. Mit Wehmut hielt er 1931 seine Abschiedsvorlesung und nahm die letzte große Visite ab. Von Berufs wegen hatte er viele Beziehungen zu bekannten Ärzten des In- und Auslandes. So findet sich in seiner Biographie mancher Beitrag zur Geschichte des Arztums und der Chirurgie im letzten halben Jahrhundert. Aber all das tritt am Ende der Lesung vor dem Eindruck zurück, wie hier ein Mann unermüdlich und bescheiden das Lebensprogramm eines Arztes, wie er es in den Antrittsvorlesungen zu Utrecht und Wien seinen Studenten der Medizin

erklärte, in täglicher Pflichterfüllung durchgeführt hat: „Schon jetzt als Studierende prägen Sie sich den Spruch ein, der über dem Tor des Allgemeinen Krankenhauses steht: *Saluti et solatio aegrorum*. Diese Devise leite Sie später als praktische Ärzte bei der Behandlung Ihrer Kranken“ (157). Eine Notiz aus dem Königsberger Aufenthalt zeigt die Echtheit der Berufsauffassung: Wegen einer Jagd versäumte Eiselsberg niemals eine Vorlesung oder Operation.

Solange Menschen krank werden können und sterben müssen, werden sie nach einem Arzt schicken. Überall, wo das Leben an den Tod grenzt, wo die leichte Wand, die das Leben vom Nichts trennt, brüchig zu werden beginnt, möchte der Arzt helfen, lindern und trösten. Aber wie vielfältig ist doch das Gesicht menschlicher Krankheit. Sie sucht nicht nur den Leib heim, sondern quält auch die Seele. Bald bedroht sie nur den einzelnen, ein andermal greift sie ganze Völker an. Die ungekürzte reiche Gliederung menschlichen Daseins ist Domäne ärztlicher Herrschaft, die stets mit einem bestimmten Menschenbild arbeitet. Unter dem Einfluß der Geschichte verschieben sich unaufhörlich die Beziehungen zwischen diesen Teilzielen ärztlicher Berufsaufgaben. Die Fülle der gültigen Gesichtspunkte ermöglicht der einen Idee vom Arzt die ständig neue Inkarnation unter andern und andern Gestalten. Für die Zeit vom letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts bis zur Gegenwart ist Wachsmuth³ diesen Wandlungen ärztlicher Einstellung unter dem Einfluß weltanschaulicher Voraussetzungen nachgegangen, soweit wenigstens die Verschiebungen in einer Dichtung zum Ausdruck kommen konnten, die ihre Aufgabe mehr in der Verkündigung von Programmen als in der Wiedergabe bestehender Verhältnisse sah.

In der ausgezeichneten Arbeit, die von der Königsberger Universität den Agnes-Miegel-Preis erhielt und mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Paul Diepgen herauskam, wird zunächst die Herrschaft der naturwissenschaftlichen Ideologie über die Vorkriegszeit geschildert mit der Auswirkung, die das allgemeine Lebensgefühl auf die Einstellung in der Medizin und auch die Darstellung des Arztes in der Dichtung fand.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wird die unverbrauchte Entdeckerfreude und Arbeitskraft der damals jungen Naturwissenschaften auf das ärztliche Aufgabenfeld gelenkt. In der Chirurgie feiert das Verfahren die größten Triumphe. Die Entdeckung von Narkose, Blutleere und Antisepsis eröffnen der Operationspraxis einen neuen Arbeitsraum, in dem Lister, Billroth und v. Langenbeck neben andern die Meister sind, zu denen mehr

² Lebensweg eines Chirurgen. Von Anton Freiherrn v. Eiselsberg. (568 S.) Innsbruck 1939, Deutscher Alpenverlag. Ganzleinen M 10.—

³ Der Arzt in der Dichtung unserer Zeit. Von Dr. Bruno Wachsmuth. 8⁰ (244 S.) Stuttgart 1939, Ferdinand Enke. M 6.—

als eine Generation verehrend aufschaut. Der Geist der Naturwissenschaft sammelt in der Medizin alles Interesse auf den Leib mit seinen Gesetzen. Sektionen in der Anatomie und vielfache Formen des Experiments erschließen Neuland von ungeahnten Ausmaßen. Jahrzehntelang ist unter den Ärzten der Chirurg mehr als der primus inter pares. Auf seinem Gebiet können Methode und Technik der Naturwissenschaft, denen die öffentliche Meinung rückhaltlos die Führung zuerkennt, exakt zur Anwendung gelangen. In der inneren Medizin setzt eine ähnliche Entwicklung ein, wie die Vertauschung der alten Lehre von den Körpersäften mit der damals jungen Zellulärpathologie zeigt, wodurch das einzelne Organ in den Mittelpunkt der Untersuchung rückt.

Dieser Arzt, der durch die Schule der exakten Wissenschaft gegangen ist, bildet mit dem Gelehrten und dem Ingenieur die Stützen der neuen Gesellschaft, seitdem Priester, Adel, Richter und andere Berufe, die bisher die Exponenten der gesellschaftlichen Ordnung waren, aus ihrer führenden Stellung verdrängt sind. Die Menschen der Vorkriegszeit glaubten weitgehend an eine Erlösung der Welt durch Ergebnisse der Naturwissenschaften und Fortschritte in der Technik. Die damalige Dichtung sah im Arzt, der sich zur naturwissenschaftlichen Methode im Dienste der Humanität bekannte, den Vorkämpfer und das Symbol eines neuen Menschen. In den Dramen von Ibsen und im Atlantisroman Gerhart Hauptmanns wurde diesem Arzt, der eine Weltanschauung repräsentierte, die stärkste Huldigung dargebracht.

Es mag sein, daß die Stellung, die der Arzt im Leben einnahm, sich nicht völlig mit der Rolle deckte, die ihm die Dichtung zuwies. Die Stützen der zäh festgehaltenen alten Gesellschaftsordnung blieben in der herrschenden öffentlichen Meinung doch noch lange der Jurist mit dem Offizier, während der Arzt erst langsam die Vorurteile endgültig überwinden konnte, die in ihm doch immer wieder nur einen mehr oder weniger gut verkleideten Feldscher mit dem Pflasterkasten sehen wollten. Sicher, der Vorwurf wurde längst nicht mehr ernst gemeint, aber der spöttische Unterton verlor sich nur allmählich. Wenn sich also der Arzt mit dem Techniker die völlige Gleichberechtigung in der führenden Gesellschaftsschicht erst erkämpfen mußte, so hat doch seine programmatische Gestalt in der Dichtung die Entwicklung, die notwendig kommen mußte und auch gekommen ist, bereits vorweggenommen.

Es ist leicht einzusehen, wieviel Erkenntnisse und Erfahrungen, die niemals wieder verloren gehen, der naturwissenschaftliche Ansatzpunkt der Medizin vermittelt hat. Wer möchte bei einem ärztlichen Eingriff heute auf die Wohltat der Narkose verzichten? Wieviel schlaflose Nächte und

ungezählte Stunden der Schmerzen sind durch die Mittel der neueren Arzneikunde gemildert worden! Ungezählte Menschenleben werden Jahr um Jahr durch eine frühzeitige Operation vor dem Tode gerettet, dem sie noch vor wenigen Jahrzehnten unrettbar verfallen waren. Einen überzeugenden Überblick über die Gegenwartsbedeutung von Operation und chemischem Medikament hat Harpole⁴ geschrieben. Der englische Chirurg erzählt in seiner gewinnenden und fesselnden Art über 30 Krankheitsgeschichten aus seiner Praxis, von denen die meisten Belegstücke sind für neueste medizinische Erfolge im Kampf gegen bisher hoffnungslose Fälle von Diphtherie und Starrkrampf, Kindbettfieber, Bluterkrankheit und andere unsichtbare Feinde der Menschheit. Sein jugenhafter Optimismus: „Wir kommen siegreich vor“, wirkt einfach ansteckend und stärkt das Vertrauen auf die „weiße Armee der Weißmäntel“ (9). Es ist auch bekannt, daß selbst ein so radikaler ärztlicher Reformier wie E. Lieck nirgendwo den Segen einer recht angewandten naturwissenschaftlichen Forschung und Technik in der Medizin abgelehnt hat.

Trotzdem stammt gerade von ihm das scharfe Wort, daß der Arzt mehr ist als ein Monteur, der einen Wagen überholt, den man zur Reparatur eingeliefert hat. In jahrzehntelangem Kampf setzt er sich leidenschaftlich für eine Sprengung der Einseitigkeit ein, die eingerissen war. In der überschäumenden Freude über die Fortschritte in der Erkenntnis des Leibes mit seinen Gesetzmäßigkeiten hatte man Einfluß und Bedeutung der Seele mit ihrem Kräftespiel, die man zunächst aus methodischen Rücksichten nur ausgeklammert hatte, bald vergessen und schließlich sogar geleugnet. Die Warnungszeichen, die noch Ende des vorigen Jahrhunderts Charcot in Paris durch seine Versuche über Hypnose in der Salpêtrière aufgerichtet hatte, wurden nicht mehr beachtet. Geist und Seele, die aus einem Lebewesen erst einen Menschen machen, waren aus dem medizinischen Blickfeld geschwunden.

Eine derartige Schematisierung ist selbstverständlich mit Vorsicht anzuwenden. Es handelt sich bei geistigen Verlagerungen um Akzente der Vorliebe und Vorherrschaft, die ihr Gegenteil nur selten völlig ausschließen. Weil es sich um Vorgänge handelt, die zunächst nur dem Regiment der Zeitströmung unterstehen, ist damit noch nicht entschieden, wie weit bereits der einzelne der öffentlichen Meinung verfallen sein muß. Gerade die praktischen Ärzte, die durch allseitige Beanspruchung der Gefahr des übertriebenen Spezialistentums nicht so leicht erliegen konnten, liefern den Nachweis für die fließenden Übergänge, durch die

⁴ Am Puls des Lebens. Blätter aus dem Tagebuch eines Arztes. Von James Harpole. 80 (361 S.) Stuttgart 1939, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. M 6.80.

in der Berufsausübung die Einseitigkeiten der geltenden Zeitmeinungen gemildert und oft sogar überwunden wurden.

So wird es immer Ärzte gegeben haben, die bei einem Patienten in vorgerücktem Alter mit stark erhöhtem Blutdruck nicht einseitig an Schlagaderverkalkung und Gefahr einer Hirnblutung dachten, sondern dem Alltagsleben des Kranken nachgingen. Lieck erzählt, wie ein Arzt dabei eine zerrüttete Ehe aufdeckte. Es folgte durch Vermittlung des Arztes eine Aussprache mit Versöhnung der Gatten, und sofort fiel der Blutdruck ohne weitere Behandlung auf eine dem Alter angemessene Zahl.

Die Begebenheit illustriert eindrucksvoll, wie stark Fallen und Steigen der biologischen Lebenskurve von den Mächten der Seele beeinflusst wird. Ein engmaschiges Netz von Beziehungen zwischen Leib und Seele umstrickt den Menschen. Oft liegen die Ursprünge für biologische Unregelmäßigkeiten auf seelischem Gebiet, und Störungsfelder im Leiblichen streuen ihre Wirkungen weit hinein in die Herrschaftsbereiche des menschlichen Geistes und Herzens.

Mit der Wiederentdeckung dieser Zusammenhänge für das öffentliche Bewußtsein durch den Weltkrieg und die Nachkriegserfahrungen wurde ein alter Ansatzpunkt für das ärztliche Handeln zurückerobert. Wachsmuth schildert in seinem schon erwähnten Buch, welche neuen Aufgaben dem Arzt durch die veränderten Verhältnisse gestellt wurden, nachdem der bisherige Weltanschauungshimmel eingestürzt war und die Naturwissenschaften mit der Technik in eine dienende Stellung zurückversetzt worden waren. Jetzt weist die Dichtung dem Arzt die Rolle eines seelischen und sozialen Führers zu, der den Kranken zu einer neuen geistigen Heimat führen soll: „Bisher nicht geahnte Schwierigkeiten kamen bei manchen Naturen ans Licht. Sie zeigten sich gerade in einer Zeit, wo sich ein Zustand der Bindungslosigkeit als Wirklichkeit herauszubilden begann, der früheren Jahrzehnten als ideale Freiheit vorgeschwebt hatte. Die Beliebigkeit des Geschlechtsverkehrs, das Fallen der letzten Klammern der Sitte, die Lockerung der Familienbände, der Verlust jeden autoritären Haltes, die Individualisierung der Gestaltung des Lebens machten die Lebensführung für manchen zu einer nicht mehr zu bewältigenden Schwierigkeit. Beim Nervenarzt landeten nun die steuerlos gewordenen Lebensschiffe mit Schlagseite oder Brandungsgefahr. Er sollte ein in seiner gesunden Beantwortungsweise gestörtes, von zuviel Bewußtsein beunruhigtes, der echten Lebenswerte beraubtes Seelenleben zu neuer Meisterung des Daseins führen“ (204).

Die Tafeln, auf denen die Vorkriegszeit ihr Manifest vom Menschen mit seinen Zielen und Wegen verkündet hatte, wurden im Weltkrieg zerschlagen. Mit der Geburtsstunde eines neuen Menschen war

zwangsläufig auch die Gestalt eines neuen Arztes verbunden. Die Psychiatrie mit verwandten Zweigen wurde völlig gleichberechtigt neben der Chirurgie, und bald mußte der Chirurg sogar dem Nervenarzt und Seelenführer die Vormachtstellung überlassen, die er über ein halbes Jahrhundert beinahe unangefochten behauptet hatte.

Mit der Rückkehr zu dieser Betrachtungsweise, die alle Einseitigkeiten in einer zusammenfassenden Aufgabenschau vereinigen will, ist es gegeben, daß sich der Blick des Arztes vom einzelnen, den er behandelt, der Gemeinschaft zuwendet, in welcher der Kranke steht. Indirekt gereicht ärztliches Handeln in den Auswirkungen immer der Gemeinschaft zu Segen oder Fluch. In Zeiten gemeinsamer Not durch Kriege oder Seuchen wird der Dienst am blutenden und sterbenden Volk sogar Hauptaufgabe des Arztes. Seinem Bemühen ist es zu danken, wenn Cholera, Pest, Typhus und die übrigen unheimlichen Epidemien nur mehr selten und auf kurze Zeit dem Gefängnis entspringen, in dem ärztliche Dompateurkunst diese wilden Tiere gefangen hält.

Seit das Selbstverständnis des Menschen nicht mehr allein vom einzelnen und von der Gegenwart, sondern von der Gemeinschaft und von der Zukunft des Volkes geformt wird, sind alle Krankheitserscheinungen, die sich irgendwie kollektiv auswirken, in das normale Arbeitsprogramm des Arztes übernommen worden. Die letzten Entscheidungen über die Mittel und Wege, mit denen etwa ansteckende Krankheiten, der Geburtenüberschuß und unheilvolle Vererbungstendenzen bekämpft werden können und sollen, fallen allerdings auf weltanschaulichem Gebiet. Aber trotzdem verbindet alle Differenzen, die der rechte Ausgleich zwischen den individuellen und sozialen Gesichtspunkten hier notwendig aufbrechen läßt, immer wieder das gemeinsame Ideal, den Arzt an den Stellen der Gemeinschaft zum Einsatz zu bringen, die durch Krankheit bedroht sind.

Dabei ist die Senkung der Krankheitsquote, zu der auch die Verhütung von Krankheitsbildungen durch Vorbeugungsmaßnahmen zu rechnen ist, nur die zunächst und zumeist gegebene Aufgabe, die wegen ihrer Dringlichkeit die Kräfte des Arztes vorwiegend mit Beschlag belegt. Im Hintergrund wartet ein höheres Ziel. Die letzte normative Idee des ärztlichen Berufes geht über Schutz und Sicherung des Lebens hinaus und erstrebt seine möglichste Steigerung, um schließlich für den einzelnen und das Volk ein Höchstmaß von Gesundheit zu gewinnen. Hier haben die Bestrebungen von Bircher-Benner⁵ vielleicht symptomatische Bedeu-

⁵ Vom Werden des neuen Arztes. Erkenntnisse und Bekenntnisse. Von Dr. med. M. Bircher-Benner. kl. 8^o (198 S.) Dresden 1938, Wilhelm Heyne. Geb. M 4.80.

tung. Er war ein Außenseiter, und es mag sein, daß er eine gewisse Einseitigkeit niemals hat ablegen können. Aber die Ergebnisse seiner Forschungen und Erfahrungen scheinen doch in einem bestimmten Ausmaß auch Einlass in die zünftige Medizin zu gewinnen, seit sich an den verschiedensten Stellen ähnliche Bestrebungen bemerkbar machen, die zum Teil unabhängig von dem Schweizer Arzt entstanden sind.

Vor 45 Jahren begann der vor kurzem Verstorbene als praktischer Arzt in Zürich. Seine Erfahrungen, die er in einem Industrieviertel machen mußte, zeigten ihm, wie Medikament und Operation sich nur in Grenzfällen bewährten, während die durchschnittlichen Krankheitsbilder keine anhaltende Besserung aufwiesen. Jahrzehntelange Studien verwiesen ihn auf eine Heilbehandlung, die weniger Symptome behandelt, sondern den ganzen Organismus umzustimmen versucht. Obwohl er Medikament und Operation als zusätzliche Hilfskräfte für den Heilungsvorgang grundsätzlich nicht ablehnt, so sind doch die natürlichen Heilmittel seiner Ordnungstherapie neben Luft, Wasser und Sonne, Sport, Massage und rhythmischer Tagesordnung vor allem seelische Führung durch den Arzt und Reform der Ernährung: kein Fleisch, nur Pflanzenkost in möglichst naturnahem Zustand, allerdings richtig gemischt und angepaßt zubereitet.

Ob nicht die alten Hausärzte schon zum Teil Vorläufer einer verwandten Gesundheitsführung waren? Ihre Anweisungen, mit denen sie einer Familie oft durch mehrere Generationen dienten, erstrebten auch eine allseitige Kräftigung des ganzen Menschen. Wieweit nun allerdings eine derartige Steigerung des Lebens ins Große ausgeweitet werden kann, ist schwer abzuschätzen. Eine indirekte Leitung durch Verwertung der Ergebnisse medizinischer Wissenschaft in Hygiene, Ernährungsweise, Sport und ähnlichen Dingen sind erste Schritte auf dem Wege. Ärztliche Pflichtuntersuchungen und die Führung eines Gesundheitsbuches weisen in die gleiche Richtung. Wenn auch die Wege im einzelnen noch nicht ausgekundschaftet sind, so steht doch über allen Versuchen, die im Anfang immer vorläufig und fragwürdig bleiben, der Glaube an den Arzt von heute, der die Sendung für die Wiederherstellung und Sicherung, Pflege und Steigerung des an Leib und Seele gesunden Menschen in einem gesunden Volk hat — ohne allerdings jemals die Einsicht Carossas in „Dr. Bürgers Ende“ vergessen zu können: „Ja, meinem Herzen am nächsten sind jetzt die verlorenen, die, von denen ich weiß, daß ich sie nicht retten werde.“

2. Die Gnade einer Aufgabe offenbart sich dem Menschen niemals ohne die Verpflichtung zur Leistung. Von der Ehre eines Berufes läßt sich die Dienstpflicht nirgendwo abspalten. Wenn es hierin einen Unterschied zwischen dem Arzt und andern

Berufsträgern gibt, so kann die Ausnahmestellung, die er von Berufs wegen als persona sacra einnimmt, nur eine gesteigerte Bereitschaft und Willigkeit im Gefolge haben. Das Mitgefühl mit leidenden und kranken Menschen und der unbedingte Wille zu helfen sind die unversiegbare Quelle des echten Arztes. Dieser Urgrund für das ärztliche Ethos kann in einem Menschen so stark sein, daß ihn der indirekte Kampf gegen die Krankheit durch Arbeiten in der wissenschaftlichen Medizin oder als Fachberater in der pharmazeutischen Industrie nicht befriedigt. Diese Menschen scheuen dann auch größere wirtschaftliche Nachteile nicht, um ihre bisherige Anstellung mit der unmittelbaren Sorge für den Kranken in Sprechstunde und am Operationstisch zu vertauschen.

Es ist eine Selbstverständlichkeit, daß der Arzt zur Diagnose und Therapie alle jene Mittel der Herrschaft benutzen wird, die ärztliche Erfahrung und Überlegung in der Sorge für die Gesundheit und im Kampf gegen die Krankheit bisher ausfindig gemacht haben. Ein reiches Maß wissenschaftliche Medizin und ärztliche Technik gehört zu den grundlegenden Voraussetzungen des Berufes. Allerdings, Fachwissen und Fachkönnen sind nicht die einzigen Kräfte, über die ärztliche Kunst verfügt.

Jeder Beruf hat eigenständige Erfahrungen, von denen schöpferische Impulse zur Selbstgestaltung ausgehen. In der Begegnung mit dem Beruf offenbaren Herz und Seele plötzlich Kräfte, die zu ungeahnten Leistungen auslangen. So ist auch mit dem Arzttum eine bestimmte Menschwerdung verbunden, die in jenen seelischen und geistigen Haltungen zum Ausdruck kommt, die zusammen mit dem Urgefühl, helfen und heilen zu wollen, das ärztliche Ethos ausmachen. Ehrfurcht, Führung, Verantwortung sind seine Grundworte. Auf dem Wege über dieses Menschentum, das auf Grund der eigenständigen Berufserfahrungen im Arzt trotz aller Verwandtschaft wieder anders ist als die gleichnamigen Haltungen etwa beim Erzieher und andern Berufsträgern, vollendet sich die Heilkunst jenes Arztes, der glaubt, daß jede Krankheit immer am Gesamtgewebe des menschlichen Lebens zerrt und reißt. Wenn niemals nur irgend ein Organ krank ist, sondern stets der Mensch, dann wird auch nur der Arzt, der voll und ganz Mensch ist, die letzten und feinsten Möglichkeiten seiner Sendung ergreifen.

An der Spitze der ärztlichen Ethostafel steht die Ehrfurcht. Die Berufsstraße führt den Arzt durch alle Provinzen im Reiche des menschlichen Lebens. Oft sieht er Greise um eine letzte Handbreit Leben verzweifelt kämpfen und Kinder zuweilen lächelnd sterben. Immer wieder trifft er auf Männer und Frauen, die tapfer kämpfen und still leiden. Aber beim Eintritt eines neuen Patienten oder beim Besuch im Nachbarhaus kann er erschrocken vor einem

Abgrund menschlicher Bosheit, Feigheit und Hemmungslosigkeit stehen. In unzähligen Untersuchungen und Besprechungen offenbart sich ihm das ewige Antlitz des Menschen, zerrissen und geheiligt von Schmerz, umdunkelt von Sorge und Not, mit offenen Wunden der Schuld.

Es gibt ohne Zweifel Ärzte, die gewohnheitsmäßig diese Erfahrungen machen, ohne einen Widerhall in ihrem Herzen zu spüren. Aber Aussprüche über den Tod als exitus, wenn sie gleichgültig oder frivol klingen, oder gepfefferte Witze während der Sektion sind im Grunde nicht mehr verwunderlich als der aufreizend nachlässige Kirchendienst eines Küsters oder die schnell, ohne Andacht und mit sichtbarer Zerstreuung gelesene Messe eines Priesters, auf die man immer wieder treffen wird. In allen diesen Fällen handelt es sich um ein Versagen gegenüber den Möglichkeiten, die Menschen gerade in der Erfüllung ihrer Berufsaufgaben ergreifen könnten.

Wo immer der Arzt bei seinem Rundgang unter den Menschen auf das Starke und Edle, auf Mut und Geduld trifft, warten diese Erfahrungen darauf, die Glocke der Ehrfurcht in seinem Herzen zum Schwingen zu bringen, die froh, dankbar und staunend die Entdeckung dieser Herrlichkeiten des Lebens preisen will. Zu einem heiligen Schweigen mit einer stillen Verneigung mahnt ihn der Tod und seine Boten, denen er täglich begegnet, Schmerz, Angst und Leid.

Anders ist die Ehrfurcht, zu der er sich erst zwingen muß, wenn er im Lebensraum des Kranken kleinliches Versagen, spielerische Oberflächlichkeit, leichtfertige Verantwortungslosigkeit beobachtet. Diese Frucht pflückt er nicht in Freude, indem er leicht die Hand ausstreckt, sondern jedes Wachstum an Ehrfurcht muß hier den entgegengesetzten Erfahrungen erst durch einen stets erneuten Glaubensakt an das innere Heiligtum in jedem Menschen und an seine Verwandlungsmöglichkeit abgerungen werden.

Als eisernes Gesetz einer Forderung steht die Ehrfurcht wiederum in seinem Leben, wenn die Gefahren des Berufes an ihn herantreten, von denen Carossa den Arzt Gion berichten läßt: „Und wenn er — der Arzt — nun eine Natur ist, zart, arglos, entzündlich und, wie die meisten, seinen Beruf unter vier Augen ausübt, — o, so setzt er sich jedem Ansinnen der Welt, jedem Zudrang trüber Kräfte aus! Viele kommen zu ihm, die es weniger auf seine Kunst als auf seine Menschlichkeit abgesehen haben, es gibt überall saugende, niederziehende Geister, und immer sind sie am liebsten zu denen gekommen, die allein, in verschlossenen Zimmern anzutreffen sind.“ Die Ehrfurcht wird hier die Rolle der Schwester Alruna übernehmen müssen, die sich der Arzt Gion zur ständigen Assistenz erbeten hatte. Wie ein guter Isolator stand

sie zwischen ihm und seinen Kranken und ließ keinen Funken überspringen.

Ärztliche Ehrfurcht, die geboren wurde aus den Erfahrungen der Schicksale und Widersprüche menschlichen Daseins, reift mit zunehmenden Jahresringen durch eine schlichte echte Bescheidenheit vor der Einmaligkeit und dem Geheimnis jedes Lebens in die Bereitschaft zur Führung. Für den Arzt, der zuweilen rückwärts schaut, häufen sich die Fälle, in denen ein Zwiespalt war zwischen der Diagnose des lebenden Menschen und dem späteren anatomischen Befund. Wie oft konnte die Rechnung trotz aller Sorgfalt nicht aufgehen, weil zuviel unbekannte Posten stehen bleiben mußten. Ein stark empfundenes Grenzbewußtsein ist in ihm lebendig. Immer wieder vermag zwar Forschung, gepaart mit viel Erfahrung, die Grenzlinie um einen Streifen vorzuverlegen, aber das Land des Unbekannten bleibt eine unendliche Fläche. Selbst wenn es mit viel Sorgfalt und Klugheit geglückt ist, die biologische Untersuchung auf den einzelnen abzustimmen, so ist doch erst die Hälfte des Weges zurückgelegt, wenn es sich um mehr als einen Armbruch oder eine Erkältung handelt.

Denn nun beginnt erst jene Kunst, die ärztliches Handeln voll zur Geltung kommen läßt. Bei dem Patienten ist die Krankheit in Untergründen verwurzelt, die mit Herz, Gemüt und Seele in ständiger Verbindung stehen. In jedem Menschen kann sich die gleiche Krankheit anders auswirken, so wie Geige, Cello, Flöte die gleiche Melodie anders und anders wiedergeben.

Jede ernste Krankheit stellt den Menschen vor eine Aufgabe und damit vor eine Entscheidung. Das gilt nicht nur, wenn sich der Tod bereits ankündigt, sondern ein langwieriges Krankenlager, der Verlust eines Gliedes, eine gefährliche Operation, die Brachlegung der bisher in einem Beruf angelegten Kräfte, der Überfall durch ungewohnte Schmerzen — all das fordert Verarbeitung vom Menschen. Das neue Stück Erfahrung, herb und bitter, soll er bewältigen und seinem Lebensbau einfügen. Angst und Sorge, Furcht und Kummer sind Begleiter der Krankheit, und die Befreiung des Menschen von diesen dunklen Mächten gehört mit zu den Aufgaben des Arztes. Zuweilen wird der Anfang der Heilung erst dann einsetzen, wenn es dem Arzt gelingt, die innere Einstellung des Patienten zu seiner Krankheit zu ändern. Er wird ihm zuerst einen Glauben vermitteln müssen, aus dem heraus er sein Leben wieder in die Hand nehmen und führen kann. Allerdings machen Sauerbruch und Wenke in ihrer Schrift über den Schmerz darauf aufmerksam, wie diese Spitzenleistung ärztlicher Kunst in Form von Erziehung und Seelenführung, die sich die richtige Einstellung des Patienten zur Krankheit zur Aufgabe stellt, im Kranken ethische, weltanschauliche oder religiöse Kräfte

voraussetzen muß, die der Arzt für seinen Zweck in Bewegung setzen kann.

Eine derartige Führung durch den Arzt ist nicht leicht, weil sie ständig ans Dienen gebunden ist. Sie muß Rücksicht nehmen auf den Lebenswillen und anknüpfen an den Lebensdrang, den sie vorfindet. Darum ist sie bereit, von Fall zu Fall sich umzustellen. Zu jedem Menschen gehört eine bestimmte einmalige Lebenskraft des Leibes und der Seele und zum besten Traditionsgut alter Arztfamilien, in denen der Sohn seit Generationen den Beruf des Vaters weiterführt, gehört jene Maxime über den Arzt als Famulus, der nach einem Paracelsuswort von Kolbenheyer „dem Werkmeister in unserm Leibe helfen muß“.

Wo diese Brücken vom Arzt zum Patienten geschlagen sind, können die Gestaltungskräfte, die im Seelischen liegen, befreit und ausgebeutet werden. Wenn der Patient die gütige Hilfsbereitschaft und starke Sicherheit des Arztes spürt, wird das Vertrauen geweckt, und erst wo diese Imponderabilien mit ins Spiel geraten sind, kann sich die hohe Schule ärztlicher Heilkunst zeigen. Auf diese eine Karte des Vertrauens setzte der Vater Carossas bei den anscheinend Unheilbaren alles, wie der Dichter in seinen Jugenderinnerungen ausführt: „Als ich schon älter war, fiel mir auf, daß es eigentlich kein Leiden gab, das er von vornherein als unheilbar anerkannte. Ja, er machte sich gelegentlich blind und behandelte Fälle, deren traurige Prognose jeder Laie zu stellen fähig war, getrost wie heilbare.“

Wenn der Arzt zur vollen Ausübung seiner Kunst gelangen will, ist seine Begegnung mit den Kranken auf menschliche Verbundenheit angewiesen. Wenigstens ist diese Atmosphäre überall dort erwünscht, wo die Krankheit des Leibes stark von der Einstellung der Seele beeinflusst werden kann, oder wo vielleicht die Seele sogar kränker ist als der Leib. Aber mit allen Führern und Erziehern teilt der Arzt auch wieder eine letzte Einsamkeit, die zu einer gesteigerten Verantwortung gehört, wie sie echtes vollendetes Arzttum fordert.

Die Bedeutung seiner Aufgaben stellt den Arzt auf einen exponierten Posten. Je unberührbarer Lebenskreise sind, um so sorgfältiger werden sie von sittlichen Forderungen umhegt und bewacht. Sittlichkeit ist Heger des Wertvollen, Schutzfront gegen alle Gefährdungen. Auf dem Arzt ruht die Verantwortung für das Leben selbst, und aufs Große gesehen, ist er nicht nur verantwortlich für die einzelnen, die zu ihm kommen, sondern für Gegenwart und Zukunft seines Volkes. So wird die nie abbrechende ärztliche Diskussion über die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit der verschiedensten chirurgischen Eingriffe, über die Grenzen der Schweigepflicht, über die Berechtigung der Berufslüge, über die Möglichkeit der Euthanasie und über

die richtige Einstellung zu Ehe- und Sexualfragen zum Küber der Blutsverwandtschaft zwischen Arzttum und Sittlichkeit. Es soll hier keine Kasuistik der angeführten Fälle gegeben werden, sondern sie stehen nur als Verweise da für die breite Berührungsfläche zwischen dem ärztlichen und sittlichen Bezirk.

Die ärztlichen Entscheidungen sind weittragend und fordern zur Orientierung den ständigen Kontakt mit sittlichen Ideen und Idealen. Die Berufsverantwortung ist eine Fracht, die der Arzt bei seiner Berufswahl übernommen hat und die er nicht wieder ausladen kann. Selbst die Großen hatten Augenblicke, wo sie unter dieser Last ins Knie brachen, wenn sie plötzlich merken mußten, wie ein scheinbar kleines Versäumnis erschreckend große Folgen heraufführte. Unvergesslich prägte sich dem jungen Schleich, der gerade Unterassistent bei Bernhard v. Langenbeck geworden war, eine Offenbarung dieses Verantwortungsgefühls bei dem genialen Chirurgen ein. Nach einer gefährlichen Resektion der Speiseröhre hatten v. Langenbeck und seine Assistenten in der Freude über die gelungene Operation vergessen, Anweisungen über die Aufnahme von Nahrung zu hinterlassen. Der Operierte schlingt gierig einen Becher Milch hinunter. Am Abend ist er tot. Als die Assistenten am nächsten Morgen den Chefarzt mit ihren Krankenberichten aufsuchen wollen, kommt der Oberwärter leise aus dem Zimmer heraus, schließt die Türe und sagt flüsternd: „Herr Geheimrat haben sich eingeschlossen, Herr Geheimrat sind noch hier, die ganze Nacht. Er liegt vor dem Kruzifix. Er betet in eins weg.“

Trotzdem möchte wohl kaum ein Arzt, der seinen Beruf ernst nimmt, die Last der Verantwortung, die ihn zu einer gesteigerten Gewissenhaftigkeit verpflichtet, abschütteln. Die Gabelung der Entscheidung, vor die ihn die Grenzfälle stets neu stellen, hält sein Gewissen wach und bewahrt ihn vor Gewohnheit und Nachlässigkeit.

Deutlicher als in manchen andern Berufen steckt in jeder ärztlichen Entscheidung eine sittliche Stellungnahme. Es gibt kaum eine Feststellung, die überzeugender die Würde des Arzttums dokumentieren könnte. Im sittlichen Aufschwung ergreift der Mensch seine innersten und eigentlichen Möglichkeiten, zu denen er berufen ist. Denn schließlich soll doch aller Außendienst, den ein Mensch in seinem Beruf tun kann und tun muß, innerlich verwandelt werden in ein echtes göltiges Menschentum. Ärztliches Tun steht ständig spürbar unter diesem sittlichen Anruf und garantiert damit, wie unlösbar Berufserfüllung und Menschwerdung beim Arzt zusammengehören. Er bahnt sich durch den Tunnel schwerer und schwerster Berufspflichten einen Weg und gelangt so ins Offene und Helle.

Zuweilen führt ihn dieser Weg über Strecken,

die mehr als gewöhnlich im Dunkel liegen. Eine verwirrende Vielheit von Gesichtspunkten, von denen keiner übersehen werden darf, erschwert die Orientierung. Nicht selten versuchen herrschende Zeitströmungen unmögliche Wege, wie die harten Kämpfe um § 218 in der Nachkriegszeit zeigen. In diesen Konfliktsfällen wird eine Lösung stets von der Weltanschauung getroffen, in die jeder Arzt sein Arzttum aufgenommen hat.

3. Jede Weltanschauung ist grundlegend für die Aufgaben und Haltungen, die zu einem Menschen gehören. Ihre Einsichten übersteigen alle vorläufigen Erkenntnisse und legen endgültig fest, in welchem Winkel sich die Linien zwischen Leib und Seele, Persönlichkeit und Gemeinschaft, Welt und Gott, Diesseits und Jenseits schneiden. Jeder Abschnitt und Abschnitt des Lebens gelangt erst in der Rückgliederung an Weltanschauung und Religion in seinen abschließenden Bedeutungszusammenhang. So kann es nicht ausbleiben, daß aus der Begegnung von Arzttum und Christentum die Gestalt eines christlichen Arztes hervorgeht, dessen Berufsauffassung im Schnittpunkt von kosmischen, kultischen und eschatologischen Zusammenhängen steht.

Das Wort Gottes offenbart dem christlichen Arzt eine neue Dimension in seinem täglichen Gegenüber. Krankheit und alles, was zu ihrem Gefolge gehört, Schmerz, Leid, Sorge und schließlich der Tod, sind keine Zufallserscheinung, sondern ein geheimer Gang verbindet sie unmittelbar mit Schuld und Sünde. Sie sind in unserer geschichtlichen Ordnung, die mit einem Paradies begonnen hat, nicht mehr das reine Ergebnis einer bloßen Naturgesetzlichkeit, sondern an ihrem Ursprung steht eine freie Tat. Wohl weiß der Arzt um die Abweisung Christi, als seine Jünger ihn bei der Heilung des Blindgeborenen fragen: „Meister, wer hat gesündigt, daß er blind geboren wurde: er oder seine Eltern?“ Jesus antwortete: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, vielmehr sollen die Werke Gottes an ihm offenbar werden.“ Aber er kennt auch das Pauluswort aus dem Römerbrief: „Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod, und so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle gesündigt hatten.“

Es gibt einen Abschnitt in der menschlichen Geschichte, da war der Mensch frei vom Tod und seinen Vorläufern. Vor der kollektiven Urschuld war der Mensch im Lot, rechtwinklig und grad gebaut durch alle Stockwerke des Seins. Mit der Aufsprengung der religiösen und sittlichen Ordnung in der Sünde zerschlug er auch die Klammern, die bisher seine vitalen und geistigen Kräfte gestützt hatten. Der Mensch geriet aus den Fugen. Der kosmische Zerfall hatte begonnen. Krankheit und Tod sind der innerweltliche Rückstoß bei dem Auf-

stand des Menschen gegen die göttliche Ordnung. Seither bäumen sich Leib und Seele des Menschen dauernd auf unter Fieberanfällen vielgestaltiger Leiden und endloser Schmerzen. Die Ursprünge von Krankheit und Gesundheit liegen für den Menschen unserer Ordnung tatsächlich unmittelbar neben den Ursprüngen von Gut und Böse. Nicht für den Einzelfall, aber doch für die Gesamtordnung gilt, daß die Sünde den Tod herbeiruft und der Tod die Sünde verkündet. Wo immer der Arzt der Krankheit begegnet, hat der Christ in ihm gleichzeitig die Vision einer Menschheitsschuld. Die tägliche Praxis brennt ihm ein erfahrungsgesättigtes Symbol ins Leben für den tödlichen Ausgang, den ein Nein des Menschen gegen Gott finden muß.

Mit der Ankunft Jesu Christi erst kam die Wende und ein neuer Anfang. Das endlose Verirren in die Vergänglichkeit und das ständige Gleiten ins Nichts sind nicht mehr hoffnungslos. Es gibt wieder einen Namen, in dem die Menschen Heilung finden können. Es ist nicht von ungefähr, wenn Christus sich zuweilen gleichzeitig als Heiland der Seele und des Leibes offenbart. Wenn er in Kapharnaum einem Gelähmten zunächst die Sünden nachläßt und ihm erst anschließend sagt: „Steh auf, nimm dein Bett und geh nach Hause“, so ist die Krankenheilung mehr als das göttliche Siegel unter seine religiöse Sendung, an der der Unglaube der Umstehenden gezweifelt hatte. Die Tauben, die wieder hören, die Blinden, die wieder sehen, die Lahmen, die wieder gehen, und vor allem die Toten, die von Christus ins Leben zurückgerufen werden, sind ein ständiger nachdrücklicher Hinweis auf die religiöse und sittliche Wiederherstellung. Die Heimholung des Menschen zu Gott schickt einen Erweis ihrer Macht bis in die äußersten Peripherien menschlicher Lebensgebiete. Die Befreiung von Tod, Krankheit und Not ist unterwegs.

In diesen Gesundungsprozeß einer wiedererlösten Menschheit ist der Arzt durch Christus den Heiland hineingestellt. Er nimmt an seiner Sendung teil, die Menschen vom Tode zu befreien und sie zu einem überreichen Leben zu führen. Die Herrlichkeit des neuen gottverbundenen Menschen ist die Tat des Heilandes, der sie im Herzensgrunde des Menschen geheimnisvoll vollzog. Nur ausnahmsweise sorgte er in seinen Wundern für eine sichtbare und greifbare Offenbarung des neuen Lebens. Diese Auswirkung und Erfüllung steht noch aus, und von Berufs wegen ist der Arzt zum Mitvollzug dieser totalen Befreiung, Erlösung und Gesundung des Menschen bestellt. Sein Berufsleben ist die Erneuerung und Fortsetzung des Lebens Jesu Christi, der ein Heiland und Helfer war. Das Arzttum ist somit mehr als eine rein menschliche Lebensform, seit jeder christliche Arzt ein Repräsentant Christi geworden ist.

Die Ineinsetzung des Menschen und darum auch

des Arztes mit Christus geschah in der Taufe durch die Aufnahme und Umformung in die Sohnschaftsgnade Gottes. Seither ist der Mensch ein Christ, und dieser Name zugleich mit den Worten bei Paulus und Johannes: „Christus in mir und ich in Christus“, zeigt an, wie sehr er von nun an ein Offenbarungsmedium Jesu Christi geworden ist. Der Christ ist immer mehr als ein Mensch, er ist stets der Zeuge Jesu Christi.

In der Firmungsgnade wurde dem Christen der Raum gezeigt und geöffnet, in dem er sein Zeugnis ablegen soll. Er erhielt den Ausweis der Mündigkeit, die Sendung in die Öffentlichkeit, für das soziale, kulturelle und politische Leben. So ist die Firmung das eigentliche Sakrament des Berufes, in dem der Christ seinen innerweltlichen Dienst an den Gemeinschaftsordnungen im Namen Christi, in seinem Auftrag und in seiner Kraft vollzieht.

Im Taufsakrament und Firmungsgeheimnis liegen somit auch die Ursprünge des christlichen Arztiums. Die Christusförmigkeit und Christushörigkeit sind sein Kennzeichen. Der christliche Arzt arbeitet als Repräsentant Jesu Christi, der ein Heiland, Befreier und Erlöser ist, an der Heimholung der Welt aus ihrer Bedrängnis, Gefährdung und Verlorenheit, um das Werk seines Herrn und Meisters der Vollendung entgegenzuführen.

Das Christusgeheimnis gibt dem Arzt nicht nur seine Sendung in die Welt, sondern erhebt seine Berufstätigkeit auch zur Würde einer Kult-handlung. Der christliche Arzt praktiziert im Angesichte Gottes. Gottesverehrung ist nicht gebunden an Gebet, Gotteshaus und Sonntag. Nicht erst den ganz feierlichen oder ganz stillen Augenblicken des Lebens gelingt der Eintritt in den sakralen Raum, sondern das ungeschminkte profane Leben des Berufes wartet auf den Menschen, der den Marsch auf Gott versucht. Was feiern wir in jedem Meßopfer anders als das Gelingen dieses Versuches in Christus? Heute wird zwar jede heilige Messe in einem eigenen Kultraum gefeiert mit feststehenden Riten, Zeremonien und Gebeten, bei brennenden Kerzen und unter knieenden Menschen, die eine heilige Stille von der Hast und Last des Alltags abriegelt. Aber die erste Messe auf Kalvaria sah ganz anders aus. Es war so, als ob Gott einen scharfen Protest gegen das rituelle Gepränge des Tempels mit seinen Schaudarstellungen verkünden wollte. Es sollte wieder ein Gottes-Dienst vollzogen werden in der echten und ursprünglichen Bedeutung des Wortes. Hier ging der nüchterne Alltag einer konsequenten Berufserfüllung vor sich, nur ausgezeichnet durch ein Plus an Widerstand, Mißverständnis, Gemeinschaft und Erfolglosigkeit.

Wie war es möglich, daß dieser Ausschnitt aus einem herben und tödlichen Menschenschicksal zum Mittelstück des neutestamentlichen Kultus werden konnte, stündlich zu feiern in Erinnerung und

Vergegenwärtigung? Nur dem Priestertum konnte die Verwandlung gelingen. Mitten aus seinem innerweltlichen Berufskampf mit den Bedrängnissen und Bitterkeiten hielt Christus unentwegt sein Antlitz auf Gott gerichtet und sprach lautlos das Ja der Tat zum Auftrage Gottes. Das war seine Religion und sein Priestertum. All die Wasser der Prüfung konnten das Licht nicht auslöschen, das in seinem Herzen brannte. Es war das ewige Licht des eingeborenen Sohnes Gottes, der in der Kraft des Heiligen Geistes heimkehrt zum Vater. Um dieser göttlichen Sohnschaft willen konnte Christus so unentwegt auf den Vater schauen. Der innergöttliche Heimkehrwille des Sohnes zum Vater in einem unwiderstehlichen Strömen von Huldigung und Rühmung, von Ehrfurcht, Liebe und Hingabe pulste auch in seinem menschlichen Herzen.

In dies Strömen zum Vater ist jeder Christ und auch der Arzt hineingenommen, seit ihn die Sohnschaftsgnade mit Christus verschmolzen hat. Wie das Leben Christi, hat auch seine Berufserfüllung kultischen Rang. Mit Christus zeichnet ihn das Priestertum der Gottesverehrung und des Gottesdienstes aus, wenn die Patienten ihn in der Sprechstunde aufsuchen oder wenn er an Krankenbetten und Operationstischen steht. Immer ist in der Kuppel der Irdischkeit, unter der er arbeitet, ein Riß, durch den die Herrlichkeit Gottes in sein Leben einbricht. Die Ehre Gottes verkündet der christliche Arzt in jeder Dienstleistung seines Berufes.

Unermüdlich tut der Arzt seinen Dienst an Kranken und Sterbenden um Gottes willen. Vielleicht kann ihn ernstlich nur eine Frage immer wieder von neuem beunruhigen, wenn die Erfahrungen des Berufes ihn mit dem Leid und der Not der Menschen überschweben. Ist nicht doch ein letzter Zwiespalt zwischen Welt und Gott? Täglich zwingt ihm sein Beruf aufs neue die Einsicht auf von der unvollendeten und unvollendbaren Welt, während sein Glaube über die Herrlichkeit der Kinder Gottes frohlocken soll. Wie kann das Gesetz der Welt der Tod sein, wenn Leben das Gesetz Gottes ist? Welchen Trost hat der christliche Arzt im Angesichte der Unheilbaren und Sterbenden?

Die eschatologischen Perspektiven des Christentums schillern von Läuterungsbrand und Verklärungsglanz. Mit dem Aufstand des Menschen gegen Gott flog die Brandfackel in seine Existenz, und die Feuerwelle von Krankheit, Sorge, Not und Tod wird erst zusammensinken, wenn sie die letzten Reste der Empörer niedergebrannt hat. Das Todesdekret über eine sündige Menschheit wird restlos vollstreckt. In diesem Zeichen des Gerichts steht darum jeder menschliche Zerfall. Erst die Abschiedsworte Jesu an seine Apostel beim letzten Abendmahle weisen auf die Zeugungskräfte hin,

die gleichzeitig in diesen Schmerzen am Werke sind: „Ihr werdet weinen, wehklagen und traurig sein. Aber eure Trauer wird zur Freude werden. So hat das Weib, wenn es gebiert, Leid, da seine Stunde gekommen ist; hat es aber das Kind geboren, so denkt es nicht mehr an die Angst, aus Freude darüber, daß ein Mensch zur Welt gekommen ist.“ Das ist das heilige Symbol Gottes für den Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits: eine Geburtsstunde. Dieses Symbol begleitet den christlichen Arzt in jede Sterbestunde und durch alle Wege, die zu diesem dunkeln Tore führen.

Überall kann er mit Paulus bekennen: „Ich bin der Ansicht: die Leiden dieser Zeit sind nicht zu vergleichen mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll. Denn das Harren der Schöpfung ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Die Schöpfung wurde der Vergänglichkeit unterworfen... Doch bleibt ihr die Hoffnung, daß sie von der Knechtschaft der Vergänglichkeit frei werden und an der herrlichen Freiheit der Gotteskinder teilnehmen wird. Wir wissen ja: durch die ganze Schöpfung zieht sich ein Seufzen, sie liegt in den Wehen bis zur Stunde“ (Röm 8).

RELIGIÖSE FRAGEN IN JAPAN

Von Heinz Dumoulin S. J.

Das japanische Volk, dessen geistige und politische Struktur manche Entsprechungen zu unserer Lebensordnung aufweist, steht nun seit fast drei Jahren unter Waffen. Es hat als erstes der neuorientierten Völker die Leistung eines totalen Krieges auf sich genommen und meistert eine Lage, die der unsern in manchem ähnlich ist. Besonders die Doppelaufgabe einer entschiedenen Kriegführung und des gesicherten Fortganges des heimatlichen Lebens in geistigem Schaffen und berufstätigem Werk schafft ein Gesicht des kriegführenden Landes, das dem gegenwärtigen Bild unseres Landes entspricht. Alle Volksschichten sind geistig mobil gemacht für das große Werk der Aufrichtung einer neuen Ordnung in Ostasien. Aber in „Naichi“, im Innern des japanischen Landes hat sich trotz kriegischer Unternehmung und großer Kräfteanspannung so gut wie nichts geändert. Wer durchs Land reist, sieht und merkt wenig von dem gewaltigen Geschehen, in welches das Volk verwickelt ist. Mehr als ein Besucher Japans hat in diesen Jahren seine Verwunderung über den heroischen Gleichmut ausgedrückt, mit dem das Volk seinen Berufsgeschäften nachgeht, ja noch erhebliches Interesse für Wissenschaft und Kultur aufbringt. Nach dem großen Erdbeben im Jahre 1923 hat man ähnlich die Gelassenheit und Seelenruhe der Japaner beim harten Aufbauwerk bewundert. Solche Beobachtungen erlauben den Rückschluß auf erhebliche Reserven geistiger Kraft. Man möchte tiefer in die japanische Volksseele hineinschauen und sie besser verstehen.

Masaharu Anesaki, Professor emeritus der Kaiserlichen Universität Tokyo und Begründer der Religionswissenschaft in Japan, einer der international angesehensten japanischen Gelehrten, hat im zweiten Band einer Serie über Leben und Kultur Japans ein Buch mit dem Titel¹ „Das religiöse

Leben des japanischen Volkes — Sein gegenwärtiger Stand und geschichtlicher Hintergrund“ veröffentlicht, das wie wenige Einblick in die Tiefenschichten der japanischen Seele gestattet. In dem Buch werden die Fragen der japanischen Religionen und Religiosität mit feinstem Verständnis aufgezeigt und behandelt.

Wem diese Erkenntnis noch nicht aufgegangen war, dem muß sie sich bei der Lektüre eines solchen Buches aufdrängen: das religiöse Leben Japans ist reich an ungewöhnlich schwierigen und verwinkelten Problemen. Für den Verfasser haben diese Probleme nicht bloß wissenschaftlich-intellektuellen Reiz, sie sind verknüpft mit den letzten Lebensmöglichkeiten der japanischen Geistigkeit. Die gegenwärtige Phase der religiösen Fragestellung ergibt sich aus der Weltkulturkrise. „Die Gesamtlage ist ganz allgemein in der Frage der Krise der Weltzivilisation enthalten, insbesondere aber in dem Konflikt in Asien zwischen geistigem Leben und maschineller Zivilisation“ (S. 108). Weiter aus-
 holdend erklärt M. Anesaki das Problem in Anknüpfung an das berühmte Wort des Prinzregenten Shôtoku (572—621), das aber, wie wir belehrt werden, erst aus dem 13. Jahrhundert stammt. Dieses Wort vergleicht den Shintô mit der Wurzel eines Baumes, den Konfuzianismus mit seinem Stamm und den Zweigen, und den Buddhismus mit seinen Blüten und Früchten. Die Wurzel bedeutet die Grundlage des religiösen Brauchtums in Mythos und Rituell. Stamm und Zweige sind die gesetzlichen Einrichtungen, der Moralkodex und das Erziehungssystem. Daraus erblühen künstlerische und literarische Inspiration, um die Früchte eines hohen Idealismus und geistiger Erleuchtung zu zeitigen. „Aber heute“, so formuliert M. Anesaki die neue Fragestellung, „ist das Christentum auf der Szene erschienen ebenso wie die mechanische Zivilisation und naturwissenschaftliche Kultur. Die Sphäre gegenseitigen Austausches, die sich einst nicht über China und Indien hinaus erstreckte, hat sich erweitert und umschließt die ganze Welt.“

¹ Religious Life of the Japanese People — Its present status and historical background. By Masaharu Anesaki, Litt. D., LL. D. Reprint from Vol. II of „Series on Japanese Life and Culture“ (Tokyo 1938).